

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 15.

Mittwoch, 19. Januar.

1916.

(Fortsetzung.)

Serenissimus.

Eine Geschichte aus dem Romano von Felix v. Stenglin.

(Nachdruck verboten.)

Der Herzog ging eine ganze Weile im Saal hin und her. Wie Heulerstöße hatten ihn die Worte des eisernden Geistlichen getroffen. Entsetzliche Bilder stiegen in seiner Phantasie auf. In rasendem Zorn und der Lust sah er die Frauen den Männern nachjagen, sie durch die Häuser, über die Felder, bis in die Lüfte verfolgen. Sie rissen auch seine nächste Umgebung mit fort; Veronika griff nach Himmelsthür, Aglaja nach Rabenhorst, die dicke Gunster war hinter Dunkelstein her, und seine leibliche Schwester winterte Ambrosius Kielhaber zu . . .

Mit Gewalt machte er sich frei von diesen teuflischen Eingebungen, ja er sekte sich gegen den zur Wehr, der sie in ihm hervorgerufen hatte. Sein herzogliches Selbstbewußtsein gewann neue Kraft. Schlank aufgerichtet wandte er sich dem Hofprediger wieder zu.

„Eure Worte wären geeignet, mich tief zu erschüttern, aber ich muß offen gestehen, daß ich doch nicht ganz begreife. Saget selbst! Wenn ein Erlach wie der meine, ein unbedeutendes Stück Papier mit einigen schlichten Bestimmungen, die lediglich begangenes Unrecht gut machen, künftigem Unrecht vorbeugen sollten, wenn dieser schwache Wunsch und Wille eines einzelnen — mag er auch ein Fürst sein —, wenn dieser Hauch eines vergänglichen, irrenden Menschen imstande ist, Sitte und Anstand — die doch wohl tief im Menschen verankert sein sollten, nicht wahr? — komplett über den Haufen zu blasen — — Ja was bedeuten sie dann überhaupt, diese Sitte und dieser Anstand? Was haben sie bisher bedeutet? Habt Ihr es denn nicht verstanden, durch Eure Arbeit die Sitte so tief in den Gemütern zu festigen, daß sie ein Klein wenig standzuhalten vermögt? Wozu habt Ihr durch die Jahrhunderte auf die Menschen eingewirkt, sie mit allen Höllenstrafen bedroht, wenn ihr ganzes Wesen umschlagen kann, sowie ihnen ein Weg frei gemacht wird, sowie eine kleine — ja nur scheinbare — Lockerung der Bügel eintritt? So sind also Eure Bemühungen von der Wiege bis zum Grabe vorgeboren? Ihr habt meine sujets um keinen Schritt aus dem Naturzustande emporbringen können, um keinen erbärmlichen Schritt?“

Das Auf- und Abwandeln Seiner Durchlaucht war in gelinden Sturmschritt übengangen. Er schwieg eine Weile und blieb endlich vor dem Hofprediger stehen.

„Und ich?“ fragte er heftig. „Ich erreichte nicht, was ich wollte, au contraire, ich häufte meine Verantwortung ins ungemeinsame, nur weil Ihr mir nicht genug vorgearbeitet habt!! Welche Entdeckung, Herr Hofprediger, welche furchterliche Entdeckung!“

Der Geistliche war sichtlich erschrocken über die Strafpredigt, und wenn er sich auch nicht für besiegt hielt, so schwieg er doch vor dem Borne seines Herrn. Dieser sah einige Augenblicke sinnend zu Boden, dann traf den

Hofprediger ein fragend ernster Blick, und elegischer als bisher sagte der Herzog:

„Und wir selbst, Ihr und ich? Was kann unsere eigene Sitte wert sein, wenn die menschliche Natur so grenzenlos schwach ist? Wie werden wir selbst vor Veränderungen bestehen, wenn sich eines Tages die Schranken ein wenig, nur ein ganz klein wenig verschieben? Parbleu, ich befürchte, wir werden vor uns selber Angst bekommen.“

„Der Panzer unseres Glaubens wird uns schützen“, entwiderte Carminus mit neu gewonnener Zuversicht. „Des bin ich gewiß in Christo. Euer Durchlaucht aber werden den Weg finden.“

„Halt!“ Serenissimus hob den Kopf. „Ich sehe, daß Ihr unerschüttert seit, aber den Weg müßt Ihr finden, mein Herr Hofprediger, Ihr! Ich wünsche, daß meine Ordre respektiert werde. Ich verlange, daß Ihr ihrem Geiste nachlebt und übeln Folgen zu begegnen versteht. Andernfalls müßtet Ihr anhören, Schafe zu weiden. Bon soir!“

14.

Der nächste Morgen brachte die furchterliche Bestätigung von der Schwäche der menschlichen Natur.

Als der Herzog in aller Frühe das Arbeitszimmer des Kandidaten Ambrosius Kielhaber betrat, fand er diesen in einer schrecklichen Verfassung. Bleich, gebeugt, die stierten, vortretenden Augen auf den Herzog gerichtet, stand er am Tisch.

„Was ist Euch? Seid Ihr krank?“

Da seufzte Kielhaber tief auf und antwortete mit schwacher Stimme, fast flüsternd:

„Euer Durchlaucht bitte ich um gnädigste Enthebung von meinem Amt, da ich mich nicht mehr würdig fühle, es zu verwalten.“

„Erklärt Euch deutlicher!“ sagte Serenissimus, nahm Platz und blickte erwartungsvoll in Kielhabers Amnesiengesicht.

Der bekannte sich eine kleine Weile, dann brachte er, offenbar unter Anstrengungen, folgendes hervor:

„Schon seit geraumer Zeit hatte ich das Gefühl der Nichtigkeit meiner Aufgabe gegenüber, da ich Tag und Nacht an schrecklichen Verfehlungen gelitten, die ich in meiner sündhaften Schwäche nicht überwinden zu können glaubte. Endlich hat mein Schicksal mich ereilt.“

Stockend berichtete er weiter. Mit einem klappenden Mädchen, das sich gefürchtet habe, allein zu kommen, sei eine Freundin erschienen, die ehbare Tochter eines Seilermeisters, und ob nun göttliche oder teuflische Mächte es gewesen seien, die ihn in ihren Bann zögeln, er vermöge es nicht zu sagen, genug, die glatten, roten Wangen des Mädchens, ihre kräftig schlanken Gestalt, das Frühlingswochen draußen in der Natur, die ersten Rosen, die Nachtigallen oder was sonst haben seine durch die seitherige Beschäftigung geschwächte, zermürkte Natur überwältigt und seinen geistigen Menschen dem indischen Untertan gemacht. Daher müsse er jetzt schamloslich um seine Entlassung

und um die Erlaubnis zu seiner Verheilung bitten, da er dieselbe Strafe wie die anderen verdient habe und auf sich zu nehmen entschlossen sei.

Serenissimus saß lange, in tiefes Nachdenken versunken, da, ohne auf diese Selbstanklage zu antworten. Er machte sich Vorwürfe, weil er eine reine, gottgegebene Seele in Sünde und Wirrnis geführt, die urwichtige Kraft dieses tüchtigen Jünglings gebrochen habe. Doch dann meldete sich eine andere Stimme in ihm, die da sagte, das alles sei der Lauf der Welt, und im Frühling mühten sich nach Gottes Willen alle Geschöpfe zueinander finden — warum nicht auch die Menschen? Endlich erhob sich Seine Durchlaucht, musterte den zerknirschten Kandidaten und sagte dann:

„Kopf oben! Eure Entlassung ist Euch in Gnaden gewährt. Für eine Stelle werde ich sorgen. Und wenn Ihr Nachwuchs haben solltet, bittet mich zum Vater!“

Da stürzte Kielhaber vor und küßte seinem gütigen Herzog tief bewegt die Hand.

Serenissimus ging hinaus und wunderte sich selbst darüber, daß er so gelinde gewesen war.

Natürlich war es nicht leicht, einen neuen Verwalter der Cheskammer zu finden. Serenissimus beauftragte Bächle, einstweilen die Stelle des Kandidaten für bestimmte Stunden des Tages einzunehmen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Seine Durchlaucht durch dies Erlebnis tiefer berührt worden war, als es zuerst den Anschein haben möchte. Wenn Prinzessin Emilie in dieser Zeit äußerte, daß sie die „Entscheidung“ für den bevorstehenden Geburtstag ihres herzoglichen Bruders erwartet, und wenn sie dabei einen halb zärtlichen, halb ängstlichen Blick auf den Herzog warf, so wies dieser alle derartigen Besorgnisse zwar von sich, aber es überkam ihn trotzdem ein gewisses Gefühl der Unruhe und Unsicherheit gegenüber den möglichen Wendungen des Schicksals. Eine Art Verzagtheit erfahrt ihn. Und so blieb denn auch die Unterredung, die er bei einem Besuch des Rathauses mit dem Bürgermeister hatte, nicht ohne Eindruck auf ihn.

Der Bürgermeister ergriff die Gelegenheit beim Schopfe, auch seinerseits auf die Unzuträglichkeiten aufmerksam zu machen, die für Stadt und Land — in bürgerlicher Beziehung — infolge des Maor-Erlasses eintreten müßten. Er meinte, daß bei Fortbestehen der Verordnung unzweifelhaft eine Überbevölkerung und damit eine Minderung des Wohlstandes im ganzen Herzogtum zu erwarten sei. So viele Menschen, wie wahrscheinlich in den nächsten Jahren geboren werden würden, vermöge das Land nicht zu ernähren. Der ehrenhafte Bürgermeister hat, Seine Durchlaucht möchten huldvollst sein Auge zwanzig Jahre nach vorwärts richten, auf die Zeit, da all dieser Nachwuchs groß sein werde, und gnädigst bedenken, daß dies Zueinanderstreben der Menschen — besonders wenn es in demselben Tempo wie in den letzten Wochen weitergehe — die Arbeitsgelegenheit vermindern, die Armenhäuser füllen, Münzbräuche und Nöte aller Art emporziehen lassen werde.

Dem Einwurf Serenissimi, daß Seuchen und Kriege da wie immer in der Welt einen Ausgleich herbeiführen würden, hielt der Bürgermeister entgegen, daß darauf nicht mit Sicherheit zu rechnen und solches zu vermeiden ja doch auch eigentlich immer die hohe Aufgabe der segensreichen Regierung Seiner Durchlaucht gewesen sei.

Der Herzog nickte wohlwollend, doch immerhin recht ernst, und begab sich zu seinem Wagen. Auf der Fahrt ins Schloß schwieben ihm allerhand schreckliche Bilder vor. Er sah schon all diese Mengen Volks das Land überschütten, rauben und morden, weil sie nichts zu essen hatten, und endlich vor sein Schloß ziehen, um von ihm Rachehaft zu fordern.

Er wurde recht nervös, der arme Herzog. Bald wollte er dies, bald jenes. Bald hoffte er alles, bald sah er ein, daß er nichts vermochte. Er hatte Rabenhorst und Veronika miteinander vermählt, aber sie au-

einander bringen — nein, das konnte er nicht. In früheren Zeiten hätte er vielleicht zu Rabenhorst gesagt: „Marsch, geht zu Eurer Frau und bleibt bei ihr, bis ich Euch rufen lasse!“ Aber der Heroismus seiner Natur schien ihm abhanden gekommen. Er fürchtete, die Sache durch seinen Eingriff nur noch schlimmer zu machen. Er traute seinem mehr. Vorläufig wandelte Aglaja noch wie die Mondküchige auf dem Dach, er wollte sie nicht durch sein Anrufen zum Sturz bringen. Er fand, daß ihre Munterkeit schon verloren gegangen sei. Und dann er selbst . . . wenn er sie ins Gebet genommen hätte . . . Nein, er traute sich selbst nicht mehr.

Bächles amtliches Wirken begann unter erschwerten Umständen. Die mehr oder weniger erzwungenen Ehen hatten allerhand Missstände im Gefolge. Junge Frauen klagten wegen schlechter Behandlung. Ehemänner beschwerten sich darüber, daß ihre Frauen, nachdem sie ihr Ziel erreicht hatten, ihr Wesen veränderten, und daß aus girrenden Läubchen bössartige Drachen würden. Eine behauptete, ihr Mann habe ihr mit Gift vergessen wollen, eine andere, er bekümmere sich nicht um sie und ziehe ihr jede andere Frau vor. Es galt, fortwährend zu vermitteln, zu trösten, abzuweisen.

Endlich bemerkte der Herr Chirurgus, als er Seiner Durchlaucht Schröpfköpfe wegen seiner Wallungen nach dem Kopf setzte, er halte es nicht für ausgeschlossen, ja für höchst wahrscheinlich, daß aus diesen Verbindungen missgestaltete Kinder hervorgehen und die Rasse von Weinburg-Lauingen entwertet würde.

Dies war dem Herzog zu viel. Er sprang auf, so daß dem Chirurgus der Schröpfkopf aus der Hand fiel, und erklärte sich für vollkommen gesund. Raum war er angekleidet und der brummende Chirurgus abgezogen, als Serenissimus seinen Jagdwagen befahl. Die Mauern seines Schlosses, seine lustigen Gärten, alles bedrückte ihn. Es schien ihm alles gefälscht, gewollt. Er lechzte nach Natur. So fuhr er denn in den Bergwald nach seiner Fösterrei Hennerbach, wo er den alten Förster Röder besuchen wollte, einen schlanken, dicken Mann von gesundem Verstand. Bei dem wollte er einen Tag inmitten der Natur verleben und sich an Leib und Seele erfrischen.

Serenissimus saß ganz allein im Wagen, vor ihm der Kutscher und der Leibjäger. Sobald der Wagen die Ebene verließ und ins Tal des Hennerbaches kam, wurde ihm freier Raum. Die Wiesen im Grunde waren noch nicht geschnitten, bunte Blumen lagen zwischen dem Grase hervor. Eine Weile ging's im Trab neben dem rauschenden Bach entlang; erstaunt sahen die Kinder an den Mühlen dem Gefährt nach, und ein Müllersknecht griff wohl an die Müllze. Heitlich hatten sich die Tannen mit jungem Grün geschmückt. Dann ging's steil hinauf zwischen dunklem Wald, endlich über eine Bergwiese zum Försterhaus. Der alte Förster mit dem mächtigen grauen Bart trat an den Wagenschlag und begrüßte seinen Herzog mit den Worten: „'s ist nicht die Möglichkeit, Seine Durchlaucht höchstselber!“ und die erwachsene Tochter stand in der Tür und trocknete sich die Hände, die sie schnell gewaschen hatte, in der Schürze ab, denn es konnte sein, daß Seine Durchlaucht seine fürtliche Hand hinreichte, wie er schon öfter getan.

Der Herzog nahm einen Trubel, dann ging er mit dem Förster durch den Wald und ließ sich von seinen Bäumen erzählen. Endlich kam's ganz von selbst so, daß Serenissimus, von seiner quälenden Stimmung befreit, dem alten Diener sein Herz ausschüttete.

(Fortsetzung folgt.)



Ein verlorener Sohn lernt wieder an sich selbst glauben, wenn andere ihm vertrauen; denn er sieht in solchem Vertrauen sein verloren gegangenes Ideal, und macht sich auf, es wieder zu gewinnen.
Henry Drummond.

Weihnachten an der Westfront.

Vom Kriegsfreiwilligen Pionier J. J. M. Grom.

Nach vom Regen, der gar nicht aufzuhören scheint, kamen wir von unserem Dienste in unser Quartier in dem Grenzdorfe an. Der Weihnachtsbaum stand noch in der Ede, wie ihn die Natur erschaffen hat. Heute soll ja der heilige Christabend sein, und wir müssen ihn feiern, wie wir es auch zu Hause bei unseren Lieben getan haben. Also schnell ans Werk. Ein Christbaumständer war schnell aus einigen Brettern hergestellt, und unser Kamerad Br., kurzweg der Kölner Hannes genannt, schmückte den Tannenbaum. Er zeigte dabei ein ganz besonderes Geschick. Seidenpapierschnüre sollten heute endlich den Schnee vorstellen; Engelhaar sowie Kerzen und Zubehör brachte schon einige Zeit vorher ein Liebespaket aus dem schönen Wiesbaden. Nachmittags 4½ Uhr war die Weihnachtsbescherung durch die Kompanie. Ganz besondere Freude machte uns das; wie die Kinder waren wir. Sehr schöne Sachen kamen zur Verteilung: Wäsche, Taschenmesser, Harmonikas, Bigarrenetuis, Brieftaschen usw. Ganz besonderer Spaß machte uns die Weihnachtsgabe unseres Kameraden Kt. Dieser wünscht sich nämlich so gerne, und erhielt er u. a. ein Handtuch und ein Stück Seife. Er ist von Beruf Schlosser und die schwarze Farbe gewöhnt. Unser Kompanieführer leitete selbst die Verteilung.

Am Abend hielten wir unter uns Kameraden eine Weihnachtsfeier ab. Mein Korporalschaftsführer ließ es sich nicht nehmen, das schöne Fest in unserer Mitte zu verleben. Punkt 7 Uhr sahen alle um den im Festschmuck prangenden Christbaum herum. Die Kerzen wurden angezündet, doch der Strahlenglanz konnte die Freude unserer Augen nicht überstrahlen. Einige Zeit waren alle in Gedanken versunken. In den Augen der rauen Krieger, die an Sturm und Wellen gewöhnt, zeigten sich Tränen. Doch die Freude siegte; plötzlich erscholl das schöne Lied, das uns an frühere Kindertage erinnerte: „Stille Nacht, heilige Nacht, alles schläft, einsam wacht.“ Das Herz hob sich mit einem Male, und die Gedanken schweiften hin zur fernen Heimat, zu unseren Lieben, die jetzt auch unserer gedachten. Ja, schwer ist es, Weihnachten fern von seinen Angehörigen zu feiern, schwerer noch, Weihnachten im Kriege. Aber die Pflicht rief uns; vergessen haben wir alle Sorgen heute abend. Weihnachten wollen wir feiern, so recht von Herzen. Diesen Wunsch hatten wir gefaßt, und er kam zur Erfüllung. Mein Freund P. hielt dann an uns eine Begrüßungsansprache, worin er insbesondere unseres guten Korporalschaftsführers gedachte. Glück wünschte er uns allen und ein recht frohes Weihnachtsfest. Er betonte besonders, daß es ihm vergönnt sei, im Felde ein Weihnachtsfest zu feiern unter Brüdern. Es ist wahr, einer sieht den andern als seinen Bruder an. Sehr schön und trostvoll ist es, unter fremden Menschen eine solche Einigkeit zu finden, wie es bei uns der Fall ist. „Einigkeit macht stark“, sagt das Sprichwort, und durch die Einigkeit ist es uns gelungen, einen Kriegsweihnachtsfest zu veranstalten, der uns in Erinnerung bleibt wird. Im nahen Priestertalde hörte man das dumpfe Gedöhn der Granaten und Schrapnells, welche nur den Menschen den Tod geben können. In unserer düsteren Stube aber übertönten die herzlichen Weihnachtslieder das Gelöse des Kampflärms. Bei uns konnte man an diesem Abend nur Frieden und Freude finden. Mein innerstes tiefes Empfinden konnte ich nicht verborgen und ich hielt auch an meine Kameraden einen Vortrag über das Thema „Weihnachten daheim und Weihnachten im Felde“. Mit Freude und Begeisterung hörten sie auf meine Worte. Es sprach ja nicht mein Mund zu ihnen, sondern mein Herz. Um Mitternacht erloschen die Kerzen am Weihnachtsbaum. Das Lied: „Ihr Kinderlein kommt, o kommt doch all“ bildete den Schluß unserer trüglichen Feier. Müde legten sich alle zum Ruhe, um am anderen Tage mit neuer Kraft die hohe Aufgabe zu erledigen, die unser Kaiser an uns gestellt.

Nicht nur, daß wir für unser eigenes Interesse und unsere Freuden Sorge trugen, nein, auch unserer Mitmenschen gedachten wir, und zwar in erster Linie der Einwohner, ganz besonders der Frauen und Kinder des Dorfes, in dem sich unser Standort befindet. Dieselben sind durch die Kriegswirren zum Teil in erhebliche Not geraten. Denein nun auch eine Weihnachtsfreude zu bereiten, haben gute Soldatenherzen ihr Scherzen beigesteuert. So wurden am 25. Dezembermittags 38 arme Kinder nebst deren Müttern mit Geschenken bedacht. Herzergreifend war es, in die unschuldigen

Auglein der lieben Kinder zu blicken, als sie in das Schulzimmer eingelassen wurden und den Weihnachtsbaum und ihre Geschenke sahen. Glaubten sie doch nicht, daß dieses Jahr das Christkindlein zu ihnen kommt. Die Ordensschwestern, welche diese Schulen leiten, haben ihre Räume uns zur Verfügung gestellt. An der Wand war ein mit Kerzen beleuchtetes Bild, eine Krone, mit der Aufschrift „Gott mit uns!“, das übrige war mit Tannenzweigen dekoriert. Eine Krippe sowie der Tannenbaum waren geschmackvoll aufgestellt. Die Kinder begrüßten unsrer Kompaniefeldwebel M. sowie alle Feldgruppen. Es folgten einige Musikkstücke sowie Gesang, ausgeführt von einem in unsrer Kompanie gebildeten Gesangverein. Die kleinen Mädchen führten dann ein Theaterstück auf, welches ihnen sehr gut gelungen ist. Man ersah daraus, daß sowohl Lehrerin wie Kinder sich die größte Mühe gaben, uns Kriegern auch eine Freude zu machen. Leutnant O., unser Kompanieführer, welcher sich diese Freude nicht entgehen ließ und zur Weihnachtsfeier erschienen war, hielt an die Einwohner des Dorfes eine begeisternde Ansprache. U. a. führte er aus, daß er, als der Barbarenhauptling, wie man den Gutmütigen nennt, so etwas zuließ; denn er war es, der die Hand zu allem im Spiele hatte. Auch dankte er dem Gesangverein, insbesondere dem Dirigenten, welcher so staunliches geleistet hatte. Alles fiel zur Zufriedenheit aller Anwesenden aus. Die Kinder dankten den guten feldgrauen Spendern für die ihnen erwiesene Freude.

So haben wir Weihnachten verlebt, Weihnachten an der Westfront. Wir hoffen, daß wir Weihnachten 1916 im Kreise unsrer Lieben feiern. (Benz. Mg.)



Aus der Kriegszeit.

Haeseler-Anekdoten. Der nunmehr 80jährige Generalfeldmarschall Graf v. Haeseler war stets mit Leib und Seele Soldat, und die verschiedensten Episoden aus seinem Leben zeigen ihn als das unübertreffliche Muster militärischer Energie. Als Vorgesetzter verlangte der Graf von seinen Leuten äußerste Pflichtverfüllung, und er ließ von seinen Befehlen nicht ab, es sei denn, daß er sich, wie das folgende Geschichtchen zeigt, höchstpersönlich von der Unaufführungsfähigkeit einer angeordneten Verrichtung überzeugte. Während eines Manövers war Graf Haeseler zwei Tage lang mit seinen Mannschaften ununterbrochen durch strömenden Regen marschiert. Die Straßen waren vollständig aufgeweicht, Plam und Ausrüstung triefen von Wasser. Da meinte einer der Generale, daß die Leute eimüden und wegen der Räße in Notquartiere absuchen sollten. Haeseler aber hielt dies für überflüssig und gab einigen Infanteristen den Befehl, dem Regen zum Trotze im Freien ein Holzfeuer anzumachen. Worauf einer der Musketiere sich die Bewerbung erlaubte: „Eggeling, das geht nicht!“ Da kniete Graf Haeseler selbst vor dem Holzstoß nieder und versuchte, ihn mit Streichholzgerit anzuzünden. Zwanzig Minuten mühete die Eggeling sich, im Strafenräum zu knien, vergeblich ab, um schließlich aufzuspringen und auszutufen: „Die Truppen können zwei Stunden in Notquartiere einrücken. Ich habe mich selbst überzeugt, daß es diesmal wirklich nicht geht, denn das Holz ist zu naß.“ — Über Haeselers Auffassung von der Standesethre des Soldaten gibt eine lustige Überlieferung drafitschen Aufschluß. Wenn der Graf in Meck einem Soldaten begegnete, der Palet für die Frau Hauptmann eingeholt hatte oder etwa einen Kinderwagen schob, dann nahm er dem Mann das Palet oder den Kinderwagen ab und erklärte: „Mein Sohn geh’ zu der Frau Hauptmann, deren Besorgungen du machst, und sage ihr, der Marschall Haeseler sei der Ansicht, daß ein Soldat kein Dienstmädchen ist. Sage ihr weiter, daß ich hier auf sie warte, bis sie oder ihr Mädchen das Palet abholt.“ Und dann wartete der Feldmarschall mit dem Palet oder Kinderwagen, bis die Frau Hauptmann aufgeregt herbeieilte, um ihm seine Bürde abzunehmen. — Ein hübsches Erlebnis begleitete den Feldmarschall in Meck, nachdem er das Kommando des 16. Armeekorps abgelegt hatte. Bei einem Besuch seiner früheren Garnison stieg der Graf in Begleitung seines Adjutanten den Berg zu dem nach ihm benannten Fort Graf Haeseler empor. Als der Graf vor dem Tor der Festung ankam, gelangt war, trat der präsentierende Posten vor und sagte mit fester Stimme: „Ich bitte um die Einlaßkarte!“ Der Graf war im ersten Augenblick verblüfft, dann besann er sich

und erwiderte: „Das ist gut, mein Sohn. Aber sagen Sie mal Ihre Instruktion, welche Personen dürfen das Fort betreten?“ Darauf der Posten: „Der kommandierende General, der Gouverneur von Mehl und die direkten Vorgesetzten der in dem Fort Lagernden Truppen.“ „Ich sehe“, erwiderte Haeßeler, „dass Sie ihre Instruktion kennen. Aber mich müssen Sie doch auch kennen...“ „Zu Befehl“, entgegnete der Posten, „Sie sind Seine Exzellenz Generalfeldmarschall Graf Haeßeler, der frühere kommandierende General des 18. Armeekorps. Wer um jetzt das Fort betreten zu können, haben Sie eine Eintrittskarte notwendig...“ „Das ist richtig“, meinte der Generalfeldmarschall zugeben, aber ich habe sie vergessen.“ Und da der Soldat hartnäckig bei seiner Instruktion blieb, musste der Graf wieder den Berg hinabsteigen. — Das Interesse für die Jugend, das Graf Haeßeler als Beschützer der Jung-Deutschland-Bewegung bewies, legte er schon früher einmal sehr deutlich an den Tag, indem er der Schuljugend seines Gutsdorfes Harnelop persönlich Unterricht erteilte. Der Lehrer des Dorfes war während zwei Wochen verhindert, sein Amt auszufüllen. Infolgedessen wurde es notwendig, die Schule im Harnelop während der Abwesenheit des Lehrers ganz zu schließen, da kein Erfahrvorhanden war. Diese Sache entsprach nicht dem Pflichtgefühl des Feldmarschalls, der es nicht verantworten wollte, die Schuljugend seines Gutes außerhalb der Ferienzeit zwei Wochen lang ohne Unterricht zu lassen. Um dem Übelst mit vorzubeugen, entschloß sich die greise Exzellenz, den Kindern einen Erfahrvorstand für den verlorenen Unterricht zu bieten. Der Feldmarschall versammelte deshalb täglich die Schuljugend in seinem Parke um sich, wo er sie mit grohem Eifer und offensiver Lust und Liebe jeden Tag während einiger Stunden unterrichtete. Die Kinder hingen mit der größten Aufmerksamkeit an den Lippen ihres hochstehenden Lehrers, und sie sollen es sehr bestagt haben, als vierzehn Tage später der richtige Lehrer zurückkam, um den üblichen Unterricht in der Schule wieder aufzunehmen.

Trübe Weihnachten in Petersburg. Es war, wie die „Retsch“ erzählt, ein recht trübes Weihnachtsfest, das die Petersburger in diesem zweiten Kriegsjahr beginnen. Die Verpflegungsabteilung der Stadtverwaltung hatte sich schon mit Nachgenossenschaften zusammengeschlossen, um die Anförderung von Mehl, Fleisch und anderen Lebensmitteln zu ermöglichen. Zwischen standen auf der Wiborgter-Seite Arbeitserungen statt, und 8000 Arbeiter meldeten dem Magistrat, daß sie in den Läden nichts zu kaufen bekämen und mit ihren Familien dem Hunger preisgegeben seien. Besonders stark machte sich der Mangel an Fleisch fühlbar. Die Schlachterläden haben zum großen Teil den Betrieb eingestellt, da sie keine Waren haben. Selbst für Lazarette wird die Fleischversorgung äußerst schwierig oder auch unmöglich. Die sättigenden Grüzen, wie Granaten, Buchweizen- und Gerstengräuse und dergleichen, sind fast gänzlich verschwunden. Am schlimmsten steht es aber mit der Mehlversorgung der Nearesidenz. In langen Reihen stehen die Leute auf der Sobowaja und auf dem Wosnesenski-Prospekt und warten zu Hunderten auf die Reihenfolge vor den Läden, in denen die Ware schnell vergriessen ist. Dann erhebt sich ein drohendes Murmeln. Das Verpflegungskomitee hatte zum Weihnachtsfest eine halbe Million Bud Mehl, 50 000 Bud Butter und Hunderte von Waggons mit Eiern bestellt, aber aus Tomsk liefern täglich Telegramme ein, daß die Eisenbahnverwaltungen wegen Mangels an Waggons die Waren nicht verladen können. Die Preise der Eier sind demgemäß um — 100 Prozent gestiegen. Man erwartet, daß die unzufriedene Bevölkerung die Waren schuppen am Alexandro-Newsky-Lawr und Kalaschnikow-Kai, wo noch Lebensmittel lagern sollen, stürmen wird. Die Behörden glauben durch Aufhebung der Mehl- und Brotlager mehr zu erreichen, aber da hierfür noch keine Anzeichen vorhanden sind, wächst die Erbitterung der Massen, die bei dem ungewöhnlich starken Frost vergangens stundenlang vor den Verkaufsstellen harren müssen.

Bilder aus Saloniki. Die folgende Schilderung des Lebens in Saloniki findet sich im „Gaulois“: „Das erste, was man gegenwärtig in Saloniki lernt, ist die Übersetzung des Rufes „Achtung!“ in die verschiedensten Sprachen. In dem wirren Verkehr, der sich besonders in der Gegend des Hofs zusammenträgt, in dem Durcheinander von Soldaten, Beamten, Händlern, Lasterträgern und Volk.“

„Attention“, „Broz“, „Destour“, „Barba“, „Heh-Cop“ — so tönen die Rufe von allen Seiten. Französisch, Griechisch, Spanisch in einer merkwürdigen Saloniki-Aussprache, Englisch in allen Dialekten — von dem Dialekt der Westküste Irlands bis zu dem der Ostküste von Yorkshire — alles ruft, tönt und wirbelt durcheinander, und für einen Sprachunfundigen ist es schwer, unangerempelt vorwärts zu kommen. Schwere Lastautos mit den französischen oder englischen Abzeichen donnern über das unebene Pflaster. Griechische Soldaten reiten auf ihren kleinen Pferden in langer Reihe aus der Stadt. Motorräder rattern fauchend und jähwankend über die höckigen Steine. Heiterei der Alliierten läppert durch eine Hauptstraße, Karren aller Arten und Größen poltern umher. Straßenhändler halten Hühner und Früchte feil. Patronen, deren Gemisch von Uniformen der verschiedenen Truppengattungen ihnen ein merkwürdig zusammen gewürfeltes Aussehen verleiht, marschieren zu ihren Posten. Die Straßen dieser unten Levante-Stadt spiegeln ein Weltbild von Beweglichkeit, Wölkigkeit, Geschichten und Geräuschen. Es ist, weiß Gott; schwer möglich, heute ruhig in Saloniki spazieren zu gehen. Saloniki gleicht den orientalischen Häfen des Mittelmeers, besonders in dem Unterschied des Bildes, das von fern — vom Meer aus gesehen — eine Stadt von eigenartiger und historischer Schönheit zu offenbaren scheint, in der Nähe sich aber als ein wimmelndes, nicht sehr reinliches Gemenge von Straßen und Häusern zeigt. Die Seeleute, die die Stadt von Bord ihrer Kreuzer im leise schaukelnden Golf durch den lichtglänzenden Morgennebel betrachten, beneiden die Soldaten, die in dieser schimmernden Stadt leben dürfen. Die Soldaten hingegen, die sich in den schmutzreichen, von wenig erfreulichen Gerüchen erfüllten Straßen auf hügeligem Grund bewegen müssen, wünschen sich an die Stelle der Seeleute auf reinlichem Verdeck, umgeben von den blaugrauen Fluten der See. Jedenfalls ist Saloniki malerisch und reich an Bildern. Die Vergnügungen, deren man in Saloniki leichtlich werden kann, beschränken sich auf ein Kaffeehaus, das mehr Gäste als Sitzgelegenheit hat; drei Kinematographentheater, die Abend für Abend dieselben uralten, verblauten Filme abrollen, ein Theater, dessen Leistungen nicht gerade künstlerisch zu nennen sind, und schließlich ein sog. „Gesundheitsbad“, dessen Besitzer infolge des regen Zuspruchs der Offiziere großartige Geschäfte macht. Von den Kaffeehäusern, an den Strassenenden, auf den Plätzen, überall haben sich jugendliche Stieftypen mit ihren kleinen Kätzchen und Bürsten aufgestellt. Diese Puher, die man „Lustos“ nennt, sind wahre Künstler in ihrem Fach. Und es ist schwer, sich ihren laut gellenden Aufforderungen zu entziehen. Doch Stadt und Umgebung werden vor allem von den Uniformen beherrscht, die in ihrer Vielfältigkeit das seltsame Durcheinander noch mehr zu verwirren scheinen...“

Stöcke und Schirme als Pariser Straßenbeleuchtung. Wie sehr die ehemals so lichtgewohnten Pariser unter der von Zeppelinfurcht dictierten Verdunkelung ihrer Straßen und Plätze leiden müssen, geht aus einer Erfindung hervor, die in der französischen Hauptstadt neuerdings das größte Interesse erregt. Ein Pariser Kaufhaus hat nämlich, wie der „Gaulois“ voll Stolz berichtet, Stöcke und Schirme auf den Markt gebracht, die den im Dunkel der Nacht kippenden Parisen auf dem Heimweg von Theatern und Gasträumen zur Beleuchtung dienen sollen. Die Stüden besagter Stöcke und Schirme sind nämlich mit einer winzigen elektrischen Lampe und einer Batterie versehen. Drückt man beim Umfassen der Krücke auf einen Knopf, so leuchtet das Lämpchen mild und geheimnisvoll. Wenn man dem Bericht des „Gaulois“ Glauben schenkt, läuft bald Paris in den Abend- und Nachstunden mit solchen leuchtenden Spazierstäben und Regenschirmen umher, als sei die Stadt von Hunderten von betögenden Glühwürmchen erfüllt.

Ein Lausmittel des Mittelalters. Von sehr eigenartigen Kriegsheilmitteln, die im Mittelalter im Gebrauch waren, erzählt ein im Jahre 1540 erschienenes Büchlein „Der rächende Samariter des Krieges“. Gegen Ungeziefer empfiehlt das Buch beispielsweise, eine kräftige Portion Wermut und die inneren Abschnitte von Pferdehufen zu nehmen, das alles in Lauge und Wasser zu ziehen, darin das Hennl einzutauchen, „und lasse es trudeln, so wird dir keine Laus darein kommen, und die darinnen sehn, herausmarschieren.“



Alt-Nassau

Blätter für nassauische Geschichte
und Kultur-Geschichte.
Monatliche Freizeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 1.

20. Jahrgang.

1916.

(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Die älteren kirchlichen Verhältnisse des Dorfes Laufenselden.

Von W. Wüst.

Das in dem früheren Amte Hohenstein gelegene Kirchdorf Laufenselden war eins der größten Orte in der Niedergrafschaft Nassau-Lahn, welche bekanntlich nach dem Tode Philipp's des Älteren von Nassau-Lahn im Jahre 1479 an Hessen, 1589 an Wilhelm von Hessen-Kassel kamen, und im Jahre 1443 durch Vergleich an Landgraf Ernst, den Stifter der Hessen-Rotenburgischen Linie, fielen, die seit dieser Zeit einen Reservat-Commissar, einen zur Bewahrung landesherrlicher Vorrechte bestimmten Beamten, in St. Goar hatten. Die Pfarrstelle in Laufenselden muß zu dieser Zeit eine der besten in der Niedergrafschaft gewesen sein, Laufenselden war wenigstens damals bei jeder Balanz ein vielumworbenes Liebchen. Collator — Verleiher der Pfarrstelle war, wie Pfarrer Imhoff 1586 in einer Aufstellung der Einkünfte der Pfarrei sagt, der Landgraf von Hessen (damals Phil. Wilhelm) und ein Lager, Stück- und Steuerbuch von 1787 führt aus: Das Recht, die Pfarrei zu besetzen, Bestätigungsrecht der Geistlichen, die Bischofsrechte stehen gnädigster Herrschaft und höchstdero nachgesetztem Consistorio zu Cassel ausschließlich zu. Die sich um eine freigewordene Pfarrei bewerbenden Geistlichen mußten sich bei dem Reservat-Commissar in St. Goar melden, dieser zog Erfundigungen ein und übermittelte die Meldungen mit seinen Vorschlägen dem Consistorium in Cassel, von wo aus die Ernennung erfolgte und die Bestallungsurkunde ausgestellt wurde.*)

Nach Vogel soll 1301 Laufenselden eine Filiale von Kemel gewesen und zur Mainzer Diözese gerechnet worden sein. Diese Angabe wird durch folgende Urkunde bestätigt: 1301, 19. Dezember. Erzbischoff Gerhard II. von Mainz befundet, daß Alheidis, Witwe des Ritters Heinrich von Heppinheste, die Kapelle zu Laufenselden zur Ehre der heiligen Katherine neu gebaut und dotirt habe und gesteht derselben das Patronatsrecht auf Lebenszeit zu; nach ihrem Tode soll das Recht an den zeitigen Pfarrer zu Kemel, in dessen Kirchspiel die genannte Kapelle liegt, übergehen. — Über die Einkünfte der Pfarrei Laufenselden gibt folgendes Schriftstück genaue Auskunft: Verzeichnus aller liegenden Güter des Bithumbhof der Pfarre Laufenselden zuständig, auch aller ledigen Zehnten und jährlichen Einkommens zu solcher Pfarre gehörig. Verzeichnet vom ihigen Pfarrherr daselbst Valentin Imhoff. In Beiseien Bartholomäus Martin, Schultessin, Johannes Zain und Claus Buchach, Gerichtspersonen. Den 1. Februar 1586. Wir lassen den weiteren Wortlaut in heutiger Schreibweise folgen:

An Korn. Das Viertel an Zehnten unseres gnädigsten Fürsten und Herrn allhier zu Laufenselden tut in gemeinen (gewöhnlichen) Jahren ungefährlich 28 oder 30 Mainzer Malter Korn. An unseres g. F. u. Herrn Zehnten zu Huppert auch zum vierten Teil, ungefährlich 3 Malter. Von der

Mühlstatt in der Niederdörft, Martins Mühl genannt, 4 Limburger Simmern Korn, und wenn der Müller die Pfarrwiese wässert, sind nur 2 Simmern. Von den ausgeselde (auswärts gelegenen Acren) auf der Ackerbach und einigen andern bekommt der Pfarrer das Viertel solchen Zehnten, tut etwa 1 Firsel oder 1 Simmern Korn.

An Hafer. Das Viertel am Zehnten unseres g. F. u. Herrn allhier zu Laufenselden, tut im gemeinen Jahr an 26 Sac Hafer; desgleichen das Viertel an Erbsen, Widen, Flachszeihnen. An unseres g. F. u. Herrn Zehnten zu Huppert das Viertelchen, tut am Hafer ungefähr 3 Sac. Zwei Limburger Simmern gibt jährlich Abraham Klump; steht auf „Pfeifers Gut“. Es hat ein Pfarrherr zu Laufenselden den Zehnten an Frucht und Heuwachs auf dem verfallenen Hof, „Roter Hof“ genannt, so dem Hospital Gronau zusteht, wird solch Einkommen verpachtet jährlich für 3 fl. ungefähr. Von genau bezeichneten Häusern und Höfen hat er zu fordern Zehnten — Lämmer — Ferkel und — Hähne.

Geldzins. Neun Gulden hat der Pfarrer zu Laufenselden von der Predigt zu Reckenroth, geben jährlich der Capellen Hosleut. Zwei Goldgulden werden dem Pfarrer zu Laufenselden jährlich aus dem Gotteslasten daselbst. Noch ein Gulden von des Kastenmeistersamtes wegen (Kirchenrechner). 3 alb. Zins gibt jährlich in die Pfarre Abraham Klump, 4 alb. Jakob Schmidt von Laufenselden, letzteres steht abzulösen mit 4 fl. Summa Geldzins tut jährlich 12 fl. 4 alb.

Wiesenwachs. Summa summarum alles Wiesenwachses an Wiesen, Grasgärten, Södern tut im gemeinen Jahr ungefähr 21 Fahrtzen, als man mit zweien Pferden pflegt zu führen.

Ader. Summa summarum alles Adersfeldes an Bau- und ungebauten Stücken dieser Pfarre zuständig auf die 3 Flur, tut 41 Morgen, 2 Limburger Simmern, deren 3 einen Morgen Saat tun. Und sind diese Ader wie auch die Pfarrwiesen zehntfrei.

Pfarrer Hentius Lacomus sagt darüber, daß der Pfarrer den Fruchtezehnen „mit großer Mühe und eigenen Kosten muß sammeln, einbringen (in die Zehntscheuer) und dreschen helfen“, das Viertel am kleinen Zehnten, Lämmer, Ferkeln und Hähnen aber ist der Pfarrer merklich geringer, so daß nunmehr ein Pfarrer bisweilen jahres gar nichts oder 1–2 im Jahr bekommt — steht zur Obrigkeit erkennbar und erhofflichem Anspruch auf Verbesserung.“ Auch die neun Gulden fürs Halten der Wochenpredigt in Reckenroth wurden nicht pünktlich entrichtet, der genannte Geistliche sagt darüber: „Wird mir aber von den Nachbarn (Bürgern) daselbst nun von 10 Jahren her 4 fl. hierauf ohne einiges Beamten Bescheid und Billigung, unangesehen meines vielen Klagens und Beschwerung entzogen — steht zu der Obrigkeit bittlicher erkennbar und verhöfentlicher Restitution.“

Die Pfarrer der Niedergrafschaft Nassau-Lahn waren beinahe ausschließlich auf Landwirtschaft und deren Er-

* Dem Pfarrer zu Laufenselden war gewöhnlich ein Adjunktus beigegeben, der zugleich Schulpräceptor war; seit unachtdentlichen Zeiten, sagt Pfarrer Chub (1668–1706), war Laufenselden eine Parochialschule, eine Kirchspielschule, die stets von einem Literatis bedient wurde.

zeugnisse angewiesen. Ihr Vieh trieben sie — Stallfütterung war unbekannt — auf die Weide, mußten davon, wie die andern Gemeindeglieder, den Hüterlohn bezahlen und zur Mafzeit einen Zuhirten (Beihirten) stellen. Das Jahr 1609 brachte hierin eine Änderung, für die Geistlichen eine Besserung. Diese ist dem originellen Einfall eines Pfarrers zu Kazenelnbogen zu verdanken. Hören wir in dieser Sache den Wortlaut eines Schreibens eines alten Pfarrers zu Kemel an einen seiner Nachfolger: — „Berichte deswegen hiermit in grund der Wahrheit, daß ich in ao 1606 die pfarr Kähmel zu bedienen angefangen, da nicht allein ich, sondern auch alle andern Pfarrer solcher Herrschaft (Niedergräfschaft Kazenelnbogen) von ihrem Vieh Zuhirten geben, auch selbsten gleich andern lohnen helfen müßten, welches gewehret, bis ao (anno) 1609 solches vermittels eines Pfarrers von Kazenelnbogen geendet worden, denn als selbiger Pfarrer von Kazenelnbogen nahmens Georgius Hergarius, als selbigen tags, als Landgraf Moritz fureben gereiset, diesen hut von ihm geworfen (d. h. von Stellung eines Beihirten befreit hat) ein buch genommen und selbsten am wege, da der Landgraf furbreyßen müssen, die schweine gehütet, der Landgraf aber, als er vernommen, daß der Pfarrer selbigen ortes war, ihn nicht allein trefflich ausgebuzet, sondern auch als schänder des Ministerii zum wenigstens zwey wo nicht drey monat suspentiret, daß er keine Cantsel besteigen dürften. Damit aber weiter ärgernus möchte verhütet werden, hat Landgraf Moritz kurz nachher eine synode anordnen lassen und einen Doctor von Marburg, der selbiger beigewohnet, nach St. Goar geschicket, allwo unser vierzig Pfarrer zusammenkommen, da uns anbefohlen worden, daß kein Pfarrer mehr, weder zu Küh noch zu Schweinen einigen Zuhirten geben solle, darbei auch die Freiheit erlanget, daß ein jeglicher Pfarrer zwey frey, ohne Lohn, treiben dürfte, wolle er aber mehr treiben, solle er den Hirten davon lohnen, aber keinen Zuhirten geben, desgleichen von Schweinen solle er vier frey, ohne Lohn, treiben, wo er aber mehr treiben wolle, solle er davon lohnen, aber auch keinen Zuhirten geben, welches ich dem Herrn Pfarrer nachrichtlich nicht verhalten wollen, und mag er dieses tragen, wohin er will, denn ich solches bei meinem gewissen rede, und vielleicht noch andere reden können, wann sie die wahrheit reden wollen womit dem Herrn Pfarr sampt den lieben Seinigen der allgewaltigen obhut gottes treulich empfehle und verbleibe des Herrn Pfarrers dienstwilliger Freund Nicolaus Weiselich, alter Pfarrer.“

Aus einer alten Kirchenrechnung ist zu erkennen, daß man für Arme warmes Herz und offene Hand hatte, daß nicht bloß Einheimische, sondern auch Auswärtige, ohne Rücksicht auf ihr Herkommen, unterstützt wurden. Wir finden unter den Unterstützten Männer aus Heidesheim, deren Gebäude abgebrannt, einen von den Jesuiten vertretenen Pfarrherr auctum Stift Würzburg, einen armen Metzger von Wiesbaden bei Gießen, „hatte Brief und gut Beugnuß vom Hauptmann dasebst“, einen armen Alten von Echthalten, Leute von Homburg auf der Höhe im Hessenlande etc.

Die Reformation wurde 1534 eingeführt von Johannes Wagner, welcher von Luther selbst examiniert und ordinirt worden war; ein altes Kirchenbuch sagt: „Der 1. Pfarrer allhier a tempore Reformato ist gewesen Johannes Wagner Schwalmbachensis anno 1534. Dieser Johannes Wagner wurde 1593 zum Pfarrer in Klingelbach ernannt. Seine Bestallungsurkunde lautet: „Wir dechant und Capitell Bleidenstadt betreffen öffentlich vor uns und unsere Nachkommen, daß wir auf Schreiben und Vorbittern des Durchlauchtigsten Hochgeborenen unseres gnädigsten Fürsten von Hessen den Altar zu Klingelbach unser lieben Frauen in unserer Pfarrkirche zu Klingelbach, welche entledigt ist durch absterben Herrn Pfarrers seligen zu Klingelbach dies lechten Besitzers confiriren und geben den würdigen Herrn Johann Wagner zu Laufenselden, „luter (lauer) umb Gotteswillen“ sammt seinen Gütern und Gerechtigkeiten doch dermaßen und Gestalt, daß er solchen Altar mit all seinen Gütern nicht lassen verloren werden und den Pfarrkindern das Wort Gottes, das der Seelen Speise ist, reinlich und luter predigen, daß daraus kein Schaden erwache. Solches hat er in unjern Statuten wirklich gelezen und geschworen und seinen Nevers mit seiner eigenen Handschrift uns übergeben. Daz zu wahren Urkund haben wir Dechant und Capitell unser Capitell-Insiegel herangedrückt (anno 1539). Nach dem älteren Kirchenbuch war der 2. Pfarrer nach der Refor-

mation Vitus N., ein ehemaliger Mönch zu St. Pantaleon in Köln, der 3. Jakob Caesar — 1559 — dessen Nachfolger Heinrichus Laucomus, also Steinmeß, von welchem ebenfalls ein Verzeichnis der Einkünfte der Pfarrei noch vorhanden ist. Im Jahre 1586 finden wir den Pfarrer Valentin Imhoff zu Laufenselden, von welchem das vorn ausgeführte Verzeichnis der Einkünfte der Pfarrei herrührt. Er ist nicht der Verfasser der „Hessischen Chronik“, wird aber von einigen, wie wohl nur vermutungswise, für einen Sohn des Joseph Imhoff, des Schreibers der Hessischen Chronik, gehalten. Er hat eine Chronik der Niedergräfschaft Kazenelnbogen geschrieben. Der Nachfolger dieses Imhoff ist Pfarrer König, der sich auch Lex Regulus nennt. Ihm wurde am 27. Dezember 1607 ein Pasquill auf die Kanzel gelegt, das, da es die Denkungsart der damaligen Zeit kennzeichnet, hier Platz finden mag. Sein Wortlaut: „Herr Barherr, ihr sollt Unser seelsorger sein, ihr seind nicht würdig dazu, das ihr sollt den altar ansehen — ihr seind nicht ein Pfarrherr wie andere, die das hochwürdige abendmal haben auf den lieben Christtag wie von altersher gehalten und wollet darzu die Leut mehr dringen und verführen wie die andern Pfaffen. Und ihr seind nit würdig darzu, das ihr sollt das hochwürdige abendmal halten. Das ist ein böß Exemplar mit euch, denn der Teufel will auch leut hant, die Gotteswort versöhren und aufzrotten. Gott der allmächtige wolle bei uns sein und wolle uns weissen zu dem Rechten Glauben“. Die Strafe folgt der Tat beinahe auf dem Fuße; nach wenigen Tagen wird der Schreiber Philipp Orth, Cajars Lehendeckers Lehrbub, zu 50 fl. Strafe, der Amtstifter Martin Langschied, zu 300 fl. zu hinterlegen verurteilt. König durfte bis zum Jahre 1613 Pfarrer zu Laufenselden gewesen sein; nach ihm finden wir dagegen Johann Caesaris, der wohl bis erste Hälfte der dreißiger Jahre seines Amtes d'elbst gewalstet hat. Mit der Gemeinde hat Caesar bedeutenden Streit wegen des Pfarrguts. Dieses war im Jahre 1609 verlaufen worden für den Preis von 2036 Gulden, der Pfarrer erhielt den Zins davon jährlich auf Martini von den einzelnen Käufern. „Die Güter sind ihm später wieder eingeliefert. Unterdessen trugen sich Irrungen zu. Caesar verlangt ein Jahr weiter Zins, wie ihm gebührt, und, was mehr ist, den Gulden will er zu drei Kopftück gelegt haben“; so sagt eine Eingabe der Bürgerschaft an den Amtmann. In 10 Punkten widerlegt und entkräftet Caesar die Anklage; nach seiner Angabe hat er in dem Pfarrguterstreit 30 Thlr. 1½ Kopftück Unkosten. Pfarrer Caesar verehrt in die Darmstädtische Bibliothek eine hebräische Bibel. — Sein Nachfolger war Heinrichus Textor, der sich 1634 beim Fürsten wegen schlechten Eingangs des Zehnten beklagt; am 23. Juli 1634 schreibt er an den Amtmann: „Ew. Wohlgeboren überdrücke ich hiermit die Fürstliche Zehnteordnung, wie dieselbige von Japhet Gunsten — Seligen Keller zu Hohenstein ist gestellt worden“; er erfuhr, sie den Bürgern ins Gedächtnis zu rufen und bestätigen zu wollen. — Im Jahre 1668 wird Pfarrer Johannes Sartorius von Laufenselden nach Rothen verjept. Wir finden diesen Herrn in 1666 wegen des Zehnten in Streit mit den Bürgern der zum Kloster Gronau gehörenden Ader und Wiesen. Er war also der Nachfolger des Pfarrers Textor. Nach Weggang des Pfarrers Sartorius in 1668 wird die Pfarrstelle zu Laufenselden Philippus Chun übertragen, der sie bis 1706 inne hatte. Ein streitbarer Held! Aufgrund alter Akten kann gesagt werden, daß er mit den Seinigen, mit seinem Adjunctus, dem Reservat-Commissarius von Stepperab, der Gemeinde, mit dem damaligen Lehrer etc. in Fehde gestanden. Alte Rechte, die man seinem Vorgänger abgerungen, sicherte er der Pfarrei aufs neue; in einer großen Anzahl Eingaben verhandelt er mit der Behörde um alle nur möglichen Dinge: über Personal- und Realfreiheit seines knechtes, „auch wann etwan ein solcher an knechtestatt gedingte Hofmann leibeigen wäre, ob er solcher Freiheit, ihn im Land zu behalten bis zu besserer Zeit, genießen könne“, bald über Fort und Mastgeld, bald klagt er über seinen Adjunctus Vietor wegen Teilung der Accidentien, Früchte, Zehnten, auch weil er ihn angeblich nicht respectirt u. s. f. Alle diese Eingaben sind mit juristischer Schärfe ausgearbeitet; sicher war Chun ein besonders begabter, zielbewußter, auch selbstbewußter Mann; einer seiner Eingaben verbannten wir wesentliche Angaben über die Schulverhältnisse des Dorfes. Nach seinem Tode bemühen sich die Einwohner Laufenseldens und der Filiale Redenroth Chuns Adjunctus Vietor als Pfarrer zu erhalten. St. Goar ist gegen Vietor,

er wird ein Erzfeind der Reformation genannt, erhält die Stelle auch nicht, sondern *Herber von Dickschied*, „der gelehrteste in der Niedergrafschaft“ wird Chuns Nachfolger (1706–1722). Elias Antonius *Sartorius*, bisher Pfarrer zu Padersberg, wird 1722 nach Laufenselden versetzt; 1742 ersucht er, wegen seines hohen Alters ihm einen Gehilfen zu geben; er starb 1744. Auf Stempel Nr. 10 — (16 alb.) finden wir vom Jahr 1744 folgende Verfügung: „Nachdem Wir den von Unserm Consistorio unterthänigst erstateten Bericht und ohnumgänglich gethanen Vorschlag in Gnaden approbiert mithin dem Pfarrer Otto zu St. Goarshausen die vakante Pfarrstelle zu Laufenselden in der Hohensteiner Classe Kraft dieses conferiret haben. Als wird erwehntes Consistorium sich danach unterthänigst zu richten und darunter das Weitere gewöhnlicher maßen zu verfügen wissen.“ Otto ersucht, ihm die Reise nach Kassel zu erlassen und ihm zu gestatten, bei dem Reservat-Commissar Dr. Boza „Gib-Blick“ ablegen zu können. Am 5. Mai 1750 zeigt St. Goar an, daß Pfarrer Otto gestorben und schlägt „zwei Subjecta“ vor: Johann Heinrich *Funk*, bisher Pfarr-Abjunctus zu Meilingen, und „Ehren *Boller*“, Pfarrer zu Hohenstein; dieser ist von Laufenselden bürdig, und wünschet an seinem Geburtsort der Kirche zu dienen. Doch keiner der vorgeschlagenen Herrn erhält die Stelle; am 14. Juni 1750 wird der Candidat der Theologie und Schulpraeceptor *Büß* zu Rastätten zum Pfarrer in Laufenselden ernannt. Sein Sohn, Johann Georg Valentin Büß, ward 1772 Abjunctus seines Vaters, der 1774 starb. Sein Nachfolger, *Hassenkamp* von Oberwallmenach, starb 1790. Durch Rescript des Landgrafen Wilhelm, Weisenstein, 23. Mai 1793, wird Mathäus *Wagner*, seither Pfarrer zu Padersberg, zum Pfarrer in Laufenselden ernannt, woebst er am 17. August 1808 starb. „Das Amt hat über das Vorhandensein und Alter minderjähriger Kinder oder andern sonstigen etwa vorhandenen Gründen zur Errichtung eines Inventarii al bald das nötige zu berichten“; das fordert das Gericht zu Langenschwalbach, am 23. August 1808. Am 15. September 1809 beschwert sich Pfarrer *Funk* gegen die Witwe Wagner, resp. deren Sohn Gottlieb Sebastian, welcher aus den Pfarrstellen mehrere Biehreisen mitgenommen, die die Gemeinde hat machen lassen; auch wegen des Besoldungsholzes entbrennt Streit zwischen *Funk* und den hinterbliebenen seines Vorgängers. Damals, wie heute noch oft! *Funk* stirbt 1825; sein Nachfolger war *Friedrich Snell* 1826 bis 1839, der gelehrt Sohn des berühmten nassauischen Schulsrats Dr. Chr. W. Snell. Beim Amtsantritt des Pfarrers Snell ist *Nedroth*, welches früher zur Pfarr *Aderbach* gehört hatte, darauf eine kurze Zeit mit Laufenselden verbunden war, sodann vom Pfarrer *Flid* in Dörsdorf versehen wurde, wieder als Filiale mit Laufenselden verbunden worden. Am 1. April 1840 wurde Pfarrer *Carl Rittersbacher* nach Laufenselden versetzt, der 1849 in Ruhestand trat. Bis zu seinem Tode, 1853, wurde die Stelle von den Vicaren *Weißbrot*, zu Hohlenfels geboren, und von 1851 von *Bidel* verwaltet. Von 1854–1865 amtiert Pfarrer *C. L. Westerburger* in dem Orte; am 1. Mai 1865 wird Pfarrer *Schüler* nach Laufenselden berufen. Snell hat die Civilgemeinde, und Schüler, dessen Name heute noch mit Hochachtung in Laufenselden genannt wird, haben Einwohner des Dorfs ein schlichtes Kreuz auf ihren Ruhestätten errichtet. Es folgen: *Moser* 1880–1890, 1890 bis 1897 *Anspach*, 1897–1900 *W. Müller*; in 1900 wird *Michel* nach Laufenselden berufen.

Die Kirche zu Laufenselden hat einen hohen, vierseitigen Westturm mit nach oben verjüngter Breite; er trägt die Jahreszahl 1720. Der Grundstein zum Turm wurde am 12. Mai 1718 gelegt; „am 20 August 1720 ist man mit dem Aufschlagen unseres neuen Kirchturms fertig geworden, und ist, gottlob! alles ohne Schaden abgegangen.“ den 6. desselben Jahres ist der Hahn aufgestellt worden. Das Schiff ist ein vierseitiger Saalbau mit gerade geschlossenen Fenstern und gebogener Bretterdecke; an dieser stand sich Malerei, „das jüngste Gericht“; leider aber ist dieselbe gelegentlich einer „Renovirung“ anfangs der 60er Jahre verschlossen. Jahrhunderts mit Kalk überstrichen worden. Wann dasselbe erbaut wurde, das läßt sich heute kaum feststellen, da bei einer großen Feuersbrunst im Jahre 1692 das Pfarrhaus „samt allen darin befindlichen Dokumenten in Rauch aufgegangen ist“. Das Chor ist spätgotisch, achteckig, mit zwei rippenlosen, spitzbogigen Kreuzgewölben. Wahrscheinlich ist die vorn erwähnte, 1301 neu gebaute Kapelle als Chor der Kirche benutzt worden. Der in der Kirche sich vorsindende Taufstein ist vom Ende

des 15. Jahrhunderts; er ist achteckig auf vierseitigem Soden. Bemerkenswert — sagt Luthmer — ist er durch die ziemlich funktlose Reliefs, die sich unter einem Rundbogen auf den Seiten des prismatischen Beckens befinden: die vier Evangelisten, Maria mit dem Christkind im Strahlenkranz, das Haupt Christi auf dem mit einem Kreuz belegten Kranz, der leidende Christus mit einer Dornenkrone, Johannes der Täufer mit einem Lamm.



Das Marceau-Denkmal bei Höchstenbach.

Von Landrichter *S. Eichhoff* in Neuwied.

Vor einiger Zeit las ich in Ihrer Beilage „Alt-Nassau“ Nr. 5, 1915, einen Aufsatz von Hauptlehrer Schepp-Diez über „das Marceau-Denkmal bei Höchstenbach“, in dem Schepp aus persönlichen Erinnerungen schöpfend — er kam am 1. Mai 1863 als Herz. Lehrgehilfe nach Höchstenbach — Mitteilungen über das alte und das neue Denkmal macht. So dankenswert derartige Beiträge zur Geschichte unseres Nassauer Landes sind, so bedauerlich ist es aber auch, wenn durch sie Irrtümer verbreitet werden; leider sind auch Herrn Schepp Irrtümer unterlaufen, deren Richtigstellung geboten erscheint. Ich bin dazu in der Lage, weil ich vor einigen Jahren Gelegenheit hatte, das ganze von Postmeister a. D. Heymann-Selters sorgfältig gesammelte urkundliche Material über den Bau des jetzigen Marceau-Denkmales einzusehen. Ich habe es s. Bt. zu einem im „Westerwälder Schautinsland“, der Monatsschrift des Westerwaldklubs, erschienenen Aufsatz „Zur Baugeschichte des Marceau-Denkmales“ (Jahrgang 1912, Nr. 10–12) verwendet und konnte dabei aus den Alten Heymanns feststellen, daß leider gerade das Marceau-Denkmal sehr häufig in der Tagespresse und in anderen Veröffentlichungen mannigfaltigen Irrtümern ausgesetzt gewesen ist. Leider scheint Herr Schepp meinen Aufsatz nicht gelesen zu haben, er würde sonst nicht zu seinen Angaben gekommen sein.

Nun zu seinen Irrtümern: 1. Das Denkmal ist nicht aus rotem nassauischem Sandstein, sondern aus rotem Trierer Sandstein; leider ist der Sandstein bei früheren und auch bei der letzten Auftrischung des Denkmals im Jahre 1912 mit Ölfarbe bestrichen worden. 2. Schwerer wiegen die Irrtümer des Herrn Schepp bezüglich der alten Inschrift. Richtig ist, daß die alte, dem General Marceau von seinem Freunde Capitaine de génie Souhait gesetzte Denktafel bei dem Aufbau des heutigen Denkmals verwendet wurde, aber sie trug folgende Inschrift:

Ici fut blessé
le XIX septembre MDCCCLXXXVI
Marceau

général français

Il mourut estimé pleuré
du soldat, de l'habitant et de l'ennemi.

Die alte Denktafel befindet sich mit dieser Inschrift heute als vordere Inschriffttafel am Denkmal. Auf besonderen Wunsch des französischen Gesandten Comte de Reiset wurde sie unverändert, nur passend zugehauen, als Hauptinschriffttafel eingesetzt. Der Wortlaut der von Schepp fälschlich als Inschrift der alten Denktafel mitgeteilten lateinischen Inschrift ist von dem Gesandten mit der Bestimmung an Heymann gesandt worden, ihn auf der rückseitigen Platte anbringen zu lassen. Da er zu umfangreich war, hat Heymann ihn an passender Stelle geteilt und ihn auf den beiden Seitenplatten anbringen lassen. Die Rückseite blieb zunächst frei. Später ließ Heymann, um ein kostspieliges — 1886 allerdings doch angebrachtes — Schutzgitter zu vermeiden, auf die einst weilen frei gebliebene Rückseite folgende Schutz-Inschrift einhauen:

„Hier wurde verwundet
den 19. September 1796
der französische Feldherr
Marceau.“

Er starb, beweint vom Soldat,
geachtet von Freund und Feind.

Deutsches Volk!

Dieses einem edlen Toten gesetzte Denkmal
wird Deinem Schutz empfohlen, schütze es, wie
Deine Väter die alte Denktafel geschützt haben.“

So haben die drei Inschriften, die alte französische, die lateinische und die deutsche, jede ihre besondere Geschichte.

Interessant war mir, in Herrn Schepp noch einen Augenzeugen über den Zustand des alten Denkmals kennen zu lernen und durch ihn zu ersehen, daß die alte Denktafel, was aus den Alten Heymanns nicht hervorgeht, aus Schupbacher Marmor hergestellt war. Da er das alte Denkmal nach dem 1. Mai 1863 noch gesehen hat, so muß dies kurz vor dem Abbruch gewesen sein, da das heutige Denkmal, wie er richtig mitteilt, am 17. Juni 1863 an den Herzoglichen Amtmann Heyn (nicht Heine) von Hachenburg und den Bürgermeister Börner von Höchstenbach — an letzteren als Vertreter der Gemeinde, der Grund-eigentümerin des Platzes — durch Heymann im Auftrage des französischen Gesandten übergeben wurde.



Bischof Nikolaus I. von Speyer.

Ein Wiesbadener Bürgersohn.

Von Mela Escherich.

Ein eigenartiges Schicksal wollte es, daß im 14. Jahrhundert nacheinander zwei geborene Nassauer auf dem bischöflichen Stuhle zu Speyer saßen. Der erste war Graf Adolf von Nassau, der sich bereits mit achtzehn Jahren, 1371, die Mitra auf's Haupt drücken ließ. Jugend war damals kein Hindernis, zu höchsten Stellen zu gelangen, wenn man aus vornehmem Hause stammte. Graf Adolf trug sich im jenen Alter sogar schon mit höheren Plänen, indem er nach dem durch den Tod seines Onkels Gerlach frei gewordenen erzbischöflichen Sitz von Mainz blickte. Er kam auch in die Wahl, aus der aber Johann von Linwei als Sieger hervorging. So mußte er sich mit der ihm gleichsam zum Trost verliehenen Speyerer Inful begnügen, was ihm aber nicht lange behagte; denn schon zwei Jahre später sehen wir ihn, nachdem Johann von Linwei einer rätselvollen Vergiftung erlag, auf's neue nach der Mainzer Erzbischöfswürde streben. Wieder zwar ging aus der Wahl ein anderer, Ludwig von Meißen, hervor; aber Adolf nannte sich nun Wormunder und Pfleger des hl. Stuhles zu Mainz, verpflichtete sich, den Mainzischen Adel durch reichliche Aussteilung von Lehen und zog mit starkem Troß in das Markgraftum von Meißen Stammeland, dort alles zerstörend und verwüstend. So mit Gewalt von Recht erzwang er sich den erzbischöflichen Stuhl, den er fortan behauptete. 1379 gelang es ihm endlich, durch seine Parteinahme für den schismatischen Papst Clemens VII. von diesem die Verleihung des Palliums und somit die rechtmäßige Anerkennung zu erreichen. Von da an nannte er sich Erzbischof von Mainz und Wormunder des Stifts Speyer. Seine Rechte in Speyer gab der habschüschtige Fürst nicht auf, auch nicht als Speyer 1381 durch Papst Urban VI. einen neuen Bischof erhielt.

Dieser Bischof war Nikolaus I., ein Wiesbadener Bürgersohn.

Wir sehen die Weltgeschichte nach Speyer hereinspielen. Der große Konflikt des Schismas fließt in den Bistümern in kleinen Händeln und Intrigen aus. Zwischen Mainz und Speyer sieht sich der Kampf von Avignon mit Rom fort. Nur daß Nikolaus an Urban VI. im fernen Rom in seinen Diözesan-Angelegenheiten so wenig Hilfe hatte, als Erzbischof Adolf an seinem französischen Papst. Die beiden gegnerischen Landsleute waren in ihrem Kampf auf sich selbst angewiesen.

Für Nikolaus gestaltete sich die Lage von Anfang an äußerst schwierig. Als Bürgerlicher nahm er von vornherein eine Sonderstellung ein. Er hatte keinerlei Anhängerlichkeit, wie sie die adeligen Herren besaßen, auch kein Vermögen. Zunächst suchte er sich Freunde durch Vergabeung von Pfänden und Lehen zu erwerben. Wo er, wie sein Biograph Remling sich ausdrückt, „mit zärtlicher Unterhandlung“ nicht zum Ziele kam, wandte er das rauhere Mittel der Beschlagnahme der Einkünfte und Gefälle an. Zu seinen Freunden zählten bald der Domdechant Johann von Gudensberg, die Kapitulare Heinrich und Gerhard von Ehrenberg, Dithmar Rüsse, Johann und Dietmar von Walen, Heinrich Bayer von Boppard, ferner der Markgraf Bernhard von Baden und die Ritter Wolf von Winnstein und Hummel von Staufenberg. Größer aber war die Zahl der Gegner,

besonders im Domkapitel, wo Adolf von Nassau sich seinen Anhang zu erhalten wußte, und die Widerpenstigen mit Gefangenshaft und Vertreibung von ihren Pründen bedrohte.

Die Doppelherrschaft gereichte dem Bistum Speyer nicht zu seinem Nutzen: Adolf schaltete als ein gewalttätiger Herr. Nikolaus, gerecht und friedliebend, suchte mit redlichen Mitteln seine Rechte dem an Macht weit überlegeneren Rivalen gegenüber zu wahren. Schritt um Schritt mußte er sich die einzelnen festen Pläne des Bistums erlämpfen. Nach achtjährigem Ringen kam es endlich, 1389, dank der Vermittelung einiger mächtiger Herren, insbesondere des Pfalzgrafen Ruprecht, der dem Bischof freundlich gesinnt war, zu einem Vergleich, der jedoch Nikolaus' Lage kaum verbesserte. Wörtlich wurden darin wohl gleiche Rechte für beide Teile vereinbart, aber nach den bisherigen Reibereien war an ein friedliches Zusammenarbeiten nicht zu denken.

Bischof Nikolaus sah schweren Jahren fruchtbloßer Kämpfe entgegen. Er fühlte, wie dieser zwiespältige Zustand, der der Diözese täglich nur Unruhe und Verwirrung brachte, seine eigene Kraft auftrieb. Mit bedrücktem Gemüt wird er seinen ihm überall erschwertem Pflichten nachgegangen sein. Jetzt aber war die Stunde gekommen, wo ihm das Schicksal half. Unerwartet ereilte am 6. Februar 1390 den noch im besten Mannesalter stehenden Erzbischof Adolf der Tod.

So kam Bischof Nikolaus endlich zur vollen Herrschaft in seinem Gebiet. Aber Friede war ihm deshalb nicht beschieden. Sowohl mit seinem Domkapitel, als mit dem weltlichen Adel, als auch mit dem Rat der Stadt Speyer lebte er in beständigen Mißhelligkeiten. Irgend etwas Widerborstiges muß in seinem Temperament gelegen haben, daß er es geistlichen wie weltlichen, adeligen wie bürgerlichen Leuten so gar schwer mache, mit ihm Umgang zu pflegen. Mit dem Speyerer Rat stand er auf so bösem Fuße, daß er überhaupt die Stadt nie betrat. Er lebte auf seinen verschiedenen Burgen, früher auf der Kastanienburg, später meist auf der Kehlenburg und auf Obergrombach.

Die wenigen Jahre, die ihm nach Adolfs Tode leider nur mehr vergönnt waren, nützte er nach Möglichkeit, die schweren Schäden, die der vorige Zustand dem Bistum zugefügt, zu bessern. Es lag nicht in seiner Kraft, sie alle zu heilen. Das Bistum war elend herunter gewirtschaftet und Nikolaus standen nur wenige Hilfssquellen zur Verfügung; doch mag es für seine Opferwilligkeit bezeichnend sein, daß er sich bei der Abtragung der auf dem Hochstift lastenden Schulden mit seinen eigenen Einkünften beteiligte.

Ein großes Verdienst erwarb er sich auch durch seine Bautätigkeit. Kehlenburg, Rietburg, Lauterburg, Obergrombach, die Burgen zu Udenheim, Rothenberg, Deidesheim und Bruchsal wurden unter ihm ausgebaut, vergrößert und befestigt, zu Jockgrim am Rhein entstand ein stattlicher Neubau. Daß er zur teilweisen Bestreitung der Baukosten das Domkapitel heranzog, war, da seine Bauten den Charakter von Landbefestigungen hatten, durchaus erlaubt, wurde ihm aber trotzdem stark verübt. Wieder war es der Pfalzgraf Ruprecht, der vermittelnd eingriff und diesmal zwischen ihm und dem hartnäckigen Klerus eine Versöhnung zustande brachte, wonach die Kapitulare zu einer Steuer zur Deckung der Hochstiftlichen Schulden herbeizogen wurden.

Von den heute noch erhaltenen Burgen ist schwer nachzuweisen, welche Teile auf die Zeit des Bischofs Nikolaus zurückgehen, da die meisten dieser Burgen im 15. Jahrhundert durchgreifende Um- und Neubauten erlebten; doch lassen die beträchtlichen Kosten, von denen die Chroniken melden, darauf schließen, daß der Bischof bedeutende bauliche Anlagen unternahm. Seine eifrigeren Bestrebungen drängten sich auf nur wenige Jahre zusammen, denn bereits am 7. Juni 1396 starb er.

Noch um seine Leiche tobte der Kampf. Die Ratsherren von Speyer weigerten sich, dem Bischoffsarge nach altem Brauche entgegenzugehen und ihn vom Stadttor nach dem Dom zu geleiten. Weil Nikolaus im Leben ihre Stadt verschmäht hatte, wollten sie den Toten fränken. So wurde der Leichnam heimlich durch ein Nebenportal in die Stadt gebracht und durch den Klerus im Dom würdig beigelegt.

Nach allem, was uns die Geschichte über Bischof Nikolaus meldet, war er keine unbedeutende Persönlichkeit. Das beweist die Masse seiner Feinde. Die Mittelmäßigkeit hat selten Gegner.